

Kritik des Black Feminism an feministischer Theoriebildung

Ludvig, Alice

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ludvig, A. (2001). Kritik des Black Feminism an feministischer Theoriebildung. *SWS-Rundschau*, 41(1), 38-52. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-165804>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kritik des Black Feminism an feministischer Theoriebildung

Alice Ludvig (Venedig/ Wien)

Der vorliegende Artikel diskutiert die Einflüsse von Black Feminism auf feministische Theoriebildung. Unter Black Feminism wird im Folgenden afrikanisch-amerikanischer Feminismus verstanden, wobei dessen Hauptkritik an „weißer“ feministischer Forschungspraxis an deren unreflektierter Ausgrenzung und Dominanz ansetzt. Dabei geht es den Black Feminists vor allem um die Vernachlässigung von Differenzen zwischen Frauen. Ihre Kritik führte seit Mitte der 80er-Jahre dazu, dass innerhalb feministischer Theoriebildung die Kategorie Geschlecht um die Kategorien Ethnizität, Klasse, Sexualität, u.a. erweitert werden musste. Die Debatte in der feministischen Wissenschaft bewegte sich damit über die Geschlechterdualität hinaus hin zu einer Diskussion um die Differenzen zwischen Frauen. Damit steht sie allerdings vor neuen, beinahe unlösbaren Problemen: Wenn nicht mehr von einem gemeinsamen Kollektiv „Wir Frauen“ die Rede sein kann, ist die „Geschäftsgrundlage“ des Feminismus gefährdet. Im Anschluss werden entsprechende aktuelle Debatten, Strategien und Vorschläge innerhalb der amerikanischen feministischen Theoriebildung vorgestellt.

1. Einleitung¹

Feministische Wissenschaftstheorie hat es sich zur Aufgabe gemacht, einseitige Verzerrungen, bedingt durch Ausblendung und Benachteiligung von Frauen im akademischen Betrieb der Produktion von Wissen, wie auch in deren erkenntnistheoretischen Reflektionen, also der Wissenschaftstheorie selbst, aufzudecken. Dabei blieb oft unberücksichtigt, dass die Frauenforschung an den Akademien und Universitäten bis in die 80er-Jahre überwiegend von weißen Mittelschichtsfrauen getragen wurde. Zu Beginn gingen die Forscherinnen noch von universellen und homogenen Frauenidentitäten aus (Spelman 1988, Wallace 1990, Yanagisako 1997), wobei Sexismus als hauptsächliche, wesentliche Unterdrückungsform von Frauen wahrgenommen und theoretisiert wurde und die Kategorie Geschlecht im Zentrum der Analysen stand. Es entwickelte sich die heftige Debatte um Gleichheit und/oder Differenz (Maihofer 1998) und so unterschiedliche Zugangsweisen es hier auch gab, handelte es sich doch beim Gleichheits- wie beim Differenzfeminismus um Debatten, die um die Dualität Mann-Frau kreisten. *Black Feminism* stellt eine Kritik an daraus resultierenden Ausblendungen dar.

Der folgende Beitrag wird sich mit den Kritiken der *Black Feminists* und deren Auswirkungen in Theoriebildung und Praxis auseinandersetzen. Dafür werden zunächst die drei vordringlichen Kritiken des *Black Feminism* skizziert: Erstens die Kritik am *genderismus* in feministischer Theorie und Praxis, worunter die Fokussierung

1 Zunächst möchte ich hier den Organisatorinnen und Teilnehmerinnen der Tagung des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht“ der DVPW vom Februar 2000 in Berlin für ihre wertvollen Anregungen herzlich danken.

auf Geschlecht als zentraler Kategorie jeder Analyse zu verstehen ist. Zweitens die Überschneidungen verschiedener Diskriminierungsformen und drittens die Kritik an „essenziellen“ (biologisch vorgegebenen) und damit homogenisierten Frauenidentitäten. Obwohl es zunächst so aussieht, als sei die Opposition des *Black Feminism* zu solchen Essenzialismen mit dem postmodernen Anti-Essenzialismus ident, also mit der Kritik an Vorstellungen von Identitäten, welche immer auf einen authentischen und universell gültigen Kern rekurrieren, wird im Anschluss die These vertreten, dass beide Positionen zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen kommen.

Theoretischer Rahmen dieses Essays sind dabei drei Etappen der feministischen Diskussion, nämlich die Gleichheits-, die Differenz- und die darauf folgende Diversitätsdebatte (dazu Kristeva 1981). Parallel dazu hat Sandra Harding (1987) drei Etappen feministischer Erkenntnistheorie, nämlich Empirizismus, Standpunkt und Postmoderne skizziert. Innerhalb dieses Rahmens wiederum haben einige *Black Feminists* Standpunkte vertreten, wonach persönliche Betroffenheit und die Erfahrung von Diskriminierung ausschlaggebend für deren Wahrnehmung und Theoretisierung sind. Abschnitt drei dieses Essays setzt sich kritisch mit solchen Annahmen auseinander.

Abschnitt vier versucht den Stellenwert von politischer Aktion, wiederum innerhalb des skizzierten Rahmens feministischer Theoriebildung (Empirizismus, Standpunkt und Postmoderne) zu beleuchten. Vor allem die dritte Etappe, jene der Postmoderne, hat nämlich aufgrund ihrer Identitätskritik und des vielbeschworenen „Todes des Subjektes“ zu einigen praktisch-politischen Komplikationen geführt. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die postmoderne Diversitätsperspektive zwar in der Theorie überzeugt, der Differenz- und der Gleichheits-Ansatz jedoch die wesentlichen Instrumente feministischer Praxis sind. Nancy Fraser bringt die Debatte um Identität und Differenz wieder zurück zur Frage der Gleichheit: Auch kulturelle Differenzen können nur auf der Basis von sozialer und rechtlicher Gleichheit verwirklicht werden.

Im Schlussteil werden noch einmal die Folgen der Differenz-Kritik Schwarzer² Feministinnen angesprochen. Was bedeutet ihre Kritik für die Solidarität zwischen Frauen? Wie können Allianzen trotz vielfacher Differenzen verwirklicht werden?

Insgesamt möchte der Beitrag kritische Konsequenzen von *Black Feminism* innerhalb feministischer Theoriebildung aufzeigen und auch einige ihrer Folgen für feministische Praxis skizzieren.

2. Kritik des Black Feminism

Unter *Black Feminism* wird im Folgenden afrikanisch-amerikanischer Feminismus verstanden, dessen bekannteste Vertreterinnen bell hooks, Patricia Hill Collins, Angela Davis oder Michele Wallace, aber auch Schriftstellerinnen wie Toni Morrison oder Alice Walker sind. Ihre Kritik an bisheriger feministischer Forschungspraxis setzte hauptsächlich an unreflektierter Ausgrenzung und Dominanz an.

2 „Black“ und „Schwarz“ mit großen Anfangsbuchstaben will diese Bezeichnungen als politische Selbstbezeichnungen darstellen, welche Klassifikationen nach Hautpigmentierung als gesellschaftliche und historische Konstruktionen in Frage stellen wollen (Ludvig 1999, 407f.).

Die Schwarze Literatin Audre Lorde erklärte im Jahr 1979: „Da sich weisse feministische Theoretikerinnen nicht mit den Differenzen *zwischen* Frauen befassen, kümmern sie sich auch nicht um die Tatsache, dass die Frauen, die ihre Häuser putzen und ihre Kinder hüten, während sie selbst Konferenzen über feministische Theorie besuchen, größtenteils arme und farbige Frauen sind. Was ist die Theorie hinter rassistischem Feminismus?“³ (Lorde 1984, 112).

Diese mittlerweile berühmt gewordene Frage stellte sie auf einer internationalen Konferenz in New York anlässlich des 30. Geburtstages von Simone de Beauvoirs Buch „Le Deuxième Sexe“. Audre Lorde sprach damals ein zentrales Kernthema von Black Feminism an: Sind weiße Feministinnen wirklich so blind, dass sie nie die Differenzen *zwischen* Frauen ansprechen, oder sind sie einfach nur selbst unreflektierte Rassistinnen?

Die Kritik der *Black Feminists* stellt sich erstens gegen Ethnozentrismus und *genderismus* (Kossek 1997), welche Rassismus und andere Diskriminierungsformen vernachlässigen (Higgingbotham 1992, King 1988). Es geht dabei um die Ausblendung von anderen Differenzen und Diskriminierungen durch die zentrale Bedeutung der Kategorie Geschlecht mit der Annahme, dass Sexismus eine der Hauptformen der Unterdrückung für *alle* Frauen sei.

Zweitens machte die Kritik auf die Überschneidungen und Verbindungen der Identitäts-Kategorien „Rasse“⁴, Klasse und Geschlecht aufmerksam, wofür Kimberley Crenshaw den Begriff „*intersections*“ prägte (Crenshaw 1989). Diese Überschneidungskonzepte haben zum Inhalt, dass sich in der gesellschaftspolitischen Praxis eine einzelne Unterdrückungsform nie aus ihrem Kontext herauslösen lässt und sich alle Differenzen („Rasse“, Klasse und Geschlecht) in gegenseitiger Wechselwirkung beeinflussen. Ein weiterer zentraler Begriff des *Black Feminism* in diesem Zusammenhang sind „*multiple jeopardies*“. Er stammt von Deborah King (King 1988) und soll die Mehrfachbedrohung Schwarzer Frauen in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ausdrücken. Wie bei den *intersections* sind aber darin ebenso die Gleichzeitigkeiten und gegenseitigen Verstärkungen der verschiedenen Unterdrückungsformen eingeschlossen (Amesberger/ Halbmayr 1999, 138, Lutter/ Reisenleitner 1998, 134).

Empirisch wie theoretisch folgt aus den *intersections* oder Überschneidungstheorien, dass jeweils auch andere Unterdrückungsformen und deren Wechselwirkungen berücksichtigt werden sollten. Was wie eine Art Empfehlung für eine Analyse mit Einbeziehung von Differenzen klingt, ist leichter gesagt als getan: Es konkurrieren hier Subjektpositionen aus unterschiedlichen Bereichen: „Rasse, Klasse, Geschlecht“, Religion, Kultur, sexuelle Präferenz, usw.

3 Orig.: „If white American feminist theory need not deal with the differences between us, and the resulting difference in our oppressions, then how do you deal with the fact that the women who clean your houses and tend your children while you attend conferences on feminist theory are, for the most part, poor women and women of color? What is the theory behind racist feminism?“

4 Es gibt keine wissenschaftliche Rechtfertigung dafür, den Terminus „Rasse“ auf eine „Rassen“-Hierarchie nach Phänotypen zu beziehen, denn diese Äußerlichkeiten haben nichts mit genetischen Unterschieden zu tun (Miles 1992, 94).

Und es gibt *immer* ein „Und-so-weiter“ – diese scheinbare Unendlichkeit von Identitätsquellen ist sozusagen die Achillesferse der *Intersections*-Ansätze. Der Umfang der Liste an Differenzen wird nämlich sehr gerne im Vagen belassen, auch, um folgenden Fragen zu entgehen: *Welche* Differenzen, die zwischen Individuen und Gruppen bestehen mögen, sind gerade politisch und theoretisch relevant? *Wie* lassen sich die gerade relevanten von den nicht-relevanten Differenzen unterscheiden? Und vor allem: *Wer* legt diese Unterschiede nach *welchen* Kriterien fest? (Klinger 1995, 813).

Empirisch können höchstens nur kleine Ausschnitte dieser sich jeweils überschneidenden Identitätsachsen erfasst werden: Der Blickwinkel der BetrachterInnen und vor allem die Fragestellung der Untersuchung sind dafür wohl entscheidend. Das mag sich einfacher anhören, als es ist. In der sozialen Realität ist es beispielsweise für Schwarze Frauen oft nicht möglich, festzustellen, ob sie wegen ihrer Hautfarbe oder wegen ihres Geschlechts indirekt diskriminiert worden sind, etwa wenn ihnen in einer Handlung mangelnde Intelligenz unterstellt worden ist. Die Unterstellung mangelnder Intelligenz lässt sich nämlich sowohl als rassistisch als auch als sexistisch interpretieren (Essed 1991, Meulenbelt 1988). Beides hängt also „irgendwie“ zusammen und verhält sich je nach konkreter Situation unterschiedlich zueinander, eine Erkenntnis, die durch die Überschneidungsannahme ja auch unterstützt wird. Sie ist nur für angewandte Analysen oder vergleichende Schlussfolgerungen noch sehr vage formuliert.

Der dritte, wesentliche Aspekt des *Black Feminism* ist seine Kritik an authentischen und als universell gültig angenommenen Frauenidentitäten. Diese Kritik war ursprünglich an die übrige Frauenbewegung adressiert, mit der Annahme homogener Identitäten zu diskriminieren. „Frau“-Sein ist nach solchen Konzepten weder a-historisch noch universell, sondern wird im jeweiligen Kontext hergestellt (Woodward 1997). Ebenso muss immer erst konstruiert werden, was jeweils als different gilt. Die *Black Feminists* stellen damit „Frau“ als universelle Kategorie in Frage, und wehren sich gegen essenzialisierende Perspektiven auf Differenzen wie Geschlecht und „Rasse“. Aufgrund von Rassismen ist die spezifische Qualität der Unterdrückung für Schwarze Frauen eine andere als für weiße. Für sie hat auch der „private“ Bereich der Familie als Ort des Widerstandes gegen Rassismen eine andere Bedeutung als für weiße Frauen, welche gegen ihre soziale, symbolische und politische Unterordnung durch ebendiese Dichotomisierung in „privat“ und „öffentlich“ kämpfen (hooks 1996, 34). Frauen sind demnach nie *nur* Frauen, sie können unter bestimmten Umständen mehr trennende Unterschiede als Gemeinsamkeiten haben.

Innerhalb theoretischer feministischer Debatten leiteten die zentralen Einwürfe der Black Feminists zu den Themen Differenz, Subjektivität und Diversität über. Die Folge war eine breite Debatte in vielen wissenschaftlichen Disziplinen und auf praktischer Ebene.

2.1 Die Identitätskritik des Black Feminism und ihre Folgen

Die Kategorie Geschlecht erweiterte sich also spätestens mit Mitte der 80er-Jahre um die Kategorien Ethnizität, Klasse, Sexualität, u.a. Die Debatte in der feministischen Wissenschaft bewegte sich damit über die Geschlechterdualität hinaus hin zu einer

Diskussion um die Differenzen *zwischen* Frauen. Dieser Umstand wird in der Literatur (Barret/ Phillips 1992, Benhabib 1998, Brooks 1997, Harding 1990, Hartsock 1998, Klinger 1995) ganz allgemein auf zwei Gründe zurückgeführt:

Erstens auf die Interventionen von *Black Feminists*, und/oder auch nicht-weißer, bzw. nicht-bürgerlicher oder nicht-heterosexueller Frauen.

Zweitens auf den dekonstruktivistisch-postmodernen⁵ Angriff gegen die Einheit des Subjektbegriffs und damit auf die Dekonstruktion der Kategorie „Frau“.

Obwohl es so scheint, als ob beide Ansätze in dieselbe Kerbe schlugen und das letztere Argument der nicht-fixierbaren Frauenidentitäten die Forderungen des *Black Feminism* noch verstärken würde, gehen beide von unterschiedlichen Voraussetzungen aus, welche dann auch zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen führen (siehe auch Klinger 1995). Vergleichen wir beide „Essenzialismuskritiken“⁶, also die Identitätskritik von *Black Feminists* und jene der postmodernen Dekonstruktion, so lässt sich zunächst folgende Gemeinsamkeit feststellen: Beide richten sich gegen die Essenzialisierung der Kategorie „Frau“. Damit ist ihre Opposition zu homogenisierten und universellen Frauenidentitäten gemeint.

Die Forderungen von *Black Feminists* stellen die strukturelle Anerkennung von Pluralitäten und die gleichwertige Gültigkeit kultureller Vielfalt ins Zentrum. Ziel ist es, den bisher Marginalisierten eine Stimme und damit die Möglichkeit der Selbstvertretung in dominanten Diskursen zu ermöglichen.

Die postmoderne Identitätskritik hingegen hat prinzipielle Zweifel an der Einlösbarkeit aller Forderungen nach Anerkennung. Sie stellt mit ihrer Infragestellung des Subjekts im Grunde das Konzept von Identität und Repräsentierbarkeit *an sich* in Frage, weil sie eben die Möglichkeit vollkommener Repräsentation von Kollektiven und selbst nicht ausgrenzender Identitäten bestreitet.

Für Iris Marion Young stellt die Essenzialismuskritik nicht umsonst ein Dilemma für den Feminismus an sich dar. Warum? Wenn „Frau“ nicht der Name eines spezifischen sozialen Kollektivs ist, scheint es auch keine Basis für spezifische feministische Politiken mehr zu geben. Auf der anderen Seite sei jeder Versuch, Frauen als Gruppe mit gemeinsamen Attributen zu definieren, entweder (absurd) reduktionistisch oder erhebe jene zur Norm, die in die Definition eingeschlossen sind, während sie andere marginalisiert oder ausschließt (Young 1997, 6). Anders ausgedrückt: Wenn bestimmte Konzepte der Kritik verfallen, wird dem Vorwurf ihrer mangelnden Umsetzung in der Wirklichkeit („ausreichende Repräsentation“) der Boden entzogen (Klinger 1995, 805).

Mitte der 80er-Jahre verschaffte sich also eine neue, „postkoloniale“⁷ Kritik Gehör. Diese richtete sich gegen die Ausgrenzung von „anderen“ Frauen und damit ge-

5 Der Begriff „Dekonstruktivismus“ geht auf Jacques Derrida zurück, der mit sprachphilosophischen Verfahren binäre Gegensätze de-konstruiert hat, um damit Herrschaftsverhältnisse sichtbar zu machen (Kahlert 1999, 84, Wartenpfehl 1999, 74ff.).

6 Gemeint ist die Kritik an Vorstellungen von Identität, welche immer auf einen wesenhaften, authentischen und universell gültigen Kern rekurrieren.

7 Postkolonialismus stellt den Anspruch, sich kritisch mit dem Kolonialismus und dessen Folgen auseinanderzusetzen (Brooks 1997, 1f.). Feministische Vertreterinnen sind u. a. Minh-ha T. Trinh oder Gayatri C. Spivak.

gen den Universalitätsanspruch einer ethnozentristischen (weißen, westlichen) Frauenbewegung, die eigentlich ursprünglich selbst aus der Kritik an Ausgrenzung und am männlichen Universalitätsanspruch entstanden war.

Nun bedeutet jede Inklusion gleichzeitig Exklusion. Damit lässt sich gegen die neuen Identitäten von zunächst Marginalisierten immer wieder von Neuem derselbe Vorwurf von jenen erheben, die nunmehr in den Schatten gestellt werden: nämlich, durch Homogenisierung diskriminiert zu werden.

3. Theoriebildung und Black Feminism: Standpunkt und Betroffenheit

Feministischer Wissenschaftstheorie gelang es mit ihrer Kritik am *male bias* als der männlichen „Verzerrung“ in der Produktion von Wissen, die Vergeschlechtlichung von Wissenschaft kenntlich zu machen. Sie konnte damit viele als bisher unumstößliche Fakten vertretene Annahmen aufbrechen und zur Disposition stellen. Ziel des Projekts feministischer Wissenschaftstheorie war und ist es, so Sandra Harding (1990, 17), die Wissenschaft vom Androzentrismus zu befreien.

Feministische Theoriebildung lässt sich historisch in folgende drei Etappen einteilen (Kristeva 1981):

- Die Phase der Gleichheit („*equality*“): Hier wird unter Gleichheit *Gleichwertigkeit* und der gleiche Zugang zur männlichen symbolischen Ordnung verstanden. Für feministische Politik bedeutet das die Forderung nach „gleichen“ politischen und sozialen Rechten, um eine Gleichstellung mit Männern zu erreichen.
- Die Phase der Differenz („*difference*“): Frauen weisen die männliche symbolische Ordnung im Namen der *Differenz* zurück. Auf politischer Ebene werden etwa „unterschiedliche“, spezifische Gesetze zum Schutz von Frauen gefordert.
- Die Phase der Diversität („*diversity*“): Auf der einen Seite wird hier versucht, die Dichotomie zwischen „männlich“ und „weiblich“ zu dekonstruieren. Andererseits führt das Aufkommen des „postkolonialen“ Diskurses von u.a. *Black Feminists*, farbigen Frauen (*women of color*) oder Homo- und Transsexuellen (*queers*) dazu, dass die Differenz *zwischen* Frauen zum Thema wird.

Während es in den ersten beiden Phasen, im Gleichheits- wie im Differenzfeminismus, noch um die Geschlechterdualität, also die sexuelle Differenz ging, gewannen in der Phase ihrer Dekonstruktion und der Wertschätzung von „Diversität“ und Pluralität weitere Differenzen an Bedeutung. Neben einer Dekonstruktion im Sinne Derridas (vgl. dazu Anmerkung 5) werden auch im interkulturellen und historischen Vergleich als bisher unumstößlich dargestellte und wahrgenommene „Wahrheiten“ (auch *Common Sense*) relativiert. Dies erfolgt etwa in Form von Untersuchungen, die die Veränderbarkeit der Geschlechterdualität zum Gegenstand haben. Der interkulturelle Vergleich zielt in diesem Zusammenhang darauf ab, dass die beiden als immerwährend und fix aufgefassten Kategorien Mann versus Frau nicht universell gültig sind, d.h., dass in anderen Teilen der Welt die symbolische und soziale Ordnung ganz anders sein kann: In historisch komparativen Studien soll gezeigt werden, dass solche Dualitäten nicht transhistorisch sind, also nicht immer gegolten haben. Auf diese Weise haben Silvia Yanagisa-

ko und Jean Collier (Yanagisako/ Collier 1987) anthropologisch und Thomas Laqueur (Laqueur 1990) historisch vergleichend zur Geschlechterdifferenz und Mann-Frau-Dualität gearbeitet. Wesentlich ist, dass es bei diesen Studien *nicht* um die bloße soziale Konstruiertheit von *gender* ging, sondern um die Herstellung der biologischen Zweigeschlechtlichkeit (*sex*). Beide kommen zur Schlussfolgerung, dass eine Verschiebung der Zweigeschlechtlichkeit stattgefunden hat. Für Yanagisako/ Collier (1987) hält die Unterscheidung in zwei Geschlechter dem interkulturellen Vergleich nicht stand, auch die Unterscheidung in „biologisches“ (*sex*) und „soziales“ Geschlecht (*gender*) bestätigt ihrer Ansicht nach einen westlichen Ethnozentrismus. Laqueurs Studie stützt sich auf die historische Determiniertheit der Zweigeschlechtlichkeit: Vor der Moderne gab es nur *ein* Geschlecht, biologisch wie sozial, denn das „zweite“, weibliche Geschlecht wurde wissenschaftlich wie sozial nur als „schlechtere Version“ des Männlichen wahrgenommen. Judith Butler folgert dann in „Gender Trouble“ (1990) eine völlige Auflösung der Trennung, mit dem Argument, dass die Unterscheidung in *sex* und *gender* die Zweigeschlechtlichkeit nur selbst herstelle und wiederbestätige.

Ganz allgemein werden in der Diversitätsphase universalistische Kategorien in Frage gestellt und statt dessen Heterogenität, Pluralismus, der Respekt vor der Verschiedenheit und die Aufsplitterung von politischen Gruppen in den Vordergrund gerückt.

Wie in der Einleitung bereits erwähnt, nimmt Sandra Harding (1987, 3ff.) in ihrer erkenntnistheoretischen Typologie folgende für feministische Theoriebildung relevante Dreiteilung vor:

- Feministischer Empirizismus (*feminist empiricism*),
- Standpunkt (*standpoint*) und
- Postmodernismus (*postmodernism*).

Feministischer Empirizismus ließ noch bestehende Vorannahmen unberührt und versuchte, die Wissenschaft von ihrem *male bias*, der männlichen Verzerrung, zu befreien und sie dadurch zu „normalisieren“ (Harding 1987, 6-10). Dies alles unter der Annahme, dass nach Beseitigung der Hindernisse „geschlechtsneutrale“ Wissenschaft praktiziert werden könne. Standpunkttheorie hingegen stützt sich nachdrücklich auf das Postulat, dass Wissen in materiellen Erfahrungen begründet sei. Postmodernismus, nach Harding die unterschiedlichen Schulen der Semantik, der Dekonstruktion und der Psychoanalyse, zeige sich hingegen skeptisch gegenüber Behauptungen universeller Vernunft und bestehe darauf, dass es immer auch verschleierte Formen von Wissen gäbe (ebd.).

Einige Verfechterinnen der Standpunkttheorie (Hill Collins 1991, Chodorow 1989, Fox Keller 1985, Hartsock 1998) sind, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, der Ansicht, dass Wissen in Erfahrungen begründet ist. Frauen hätten aufgrund ihrer unterschiedlichen sozialen Erfahrungen eine andere Form von Wissen, generierten sogar eine andere Form des logischen Denkens. Problematisch werden solche Annahmen, wenn bestimmte Typen von Erfahrung mit dem Zugang zu gültigem Wissen mit „Wahrheit“ oder mit dem „besseren“ Wissen gleichgesetzt werden.

So stellt die Schwarze Feministin Patricia Hill Collins in ihrem Buch „Black Feminist Thought“ die These auf, dass Erfahrung ein Kriterium der Bedeutungsgebung

und somit „ein fundamentaler epistemologischer Grundsatz“⁸ von Schwarzem feministischen *und* dem übrigen feministischen Denken sei (Hill Collins 1991, 201-219). Die Erfahrung bestimme nicht nur, *was* jemand denke, sondern auch *wie* gedacht werde (ebd.).

Die Argumentationen mancher *Black Feminists* vermitteln den Eindruck, als ob nur diejenigen, die entweder selbst afro-amerikanisch, oder lesbisch, oder aus der Arbeiterklasse oder der Dritten Welt stammen, anti-rassistische, anti-homophobe, anti-bourgeoise oder anti-imperialistische Einsichten hervorbringen könnten. Sandra Harding (1993, 148f.) stellt jedoch in Frage, ob es wahr sein kann, dass nur Unterdrückte Wissen über ihre Unterdrückung generieren können. Kann ein Verständnis von Unterdrückung einzig und allein aus der *Erfahrung* von Unterdrückung resultieren? Harding bringt als Gegenbeispiele männliche Feministen, Weiße gegen Rassismus, Kolonialismus und Imperialismus, Heterosexuelle gegen Heterosexismus und ökonomisch Privilegierte gegen Klassenausbeutung (Harding 1993, 144). Ihr Argument besticht, könnten doch sonst auch umgekehrt Frauen nicht für Männer sprechen bzw. deren Anliegen vertreten, wenn es um politische Repräsentation und Mitbestimmung geht.

Allerdings scheinen bis zu einem gewissen Maße erfahrene Marginalisierung und Diskriminierung trotzdem von Bedeutung sein. Waren es nicht zuletzt u.a. *women of color*, lesbische Frauen oder *queers*, für welche die betreffenden Themen forschungsmäßig überhaupt ein Anliegen waren, sodass sie diese in den Diskurs einbrachten? Erfahrene Diskriminierung war wohl ausschlaggebend, als es darum ging, Kritik zu üben, bestimmte Dinge in Bewegung zu bringen und Anstöße für neue Fragen und Perspektiven zu geben. Im Vorfeld mussten diskriminierte Gruppen außerdem noch *Zugang* zum betreffenden Diskurs finden bzw. sich diesen Zugang verschaffen. Damit ist der Zutritt zu den akademischen Institutionen als Orten der Produktion von „anerkanntem“ Wissen gemeint. Diese Zutrittsmöglichkeiten setzen gesellschaftliche Veränderungen voraus, die in Kämpfen gegen bestehende Hegemonien durchgesetzt werden müssen: In diesem Sinn waren die Bürgerrechtsbewegung, *affirmative action* („positive“ Diskriminierung in Form von Quotenregelung), soziale Reformen der Bildungssysteme, Veränderungen hinsichtlich sexueller Moralvorstellungen, usw. notwendige Voraussetzungen für die Zutrittsmöglichkeiten von Betroffenen aus marginalisierten Gruppen. Heute sehen wir uns in einigen sozialwissenschaftlichen Bereichen mit dem interessanten Phänomen konfrontiert, dass *black studies*, *cultural studies* und *queer studies* bereits zu wichtigen Forschungsrichtungen mutiert sind.

Nicht umsonst merkt die Schwarze Feministin bell hooks, bezogen auf *black studies*, kritisch an: „Man feiert, ohne zu fragen, wer das Fest bezahlt und wer die Einladungen vergibt. Wer lenkt diesen neuen Diskurs? Wer wird angeheuert, ihn wo zu lehren? Wer wird bezahlt, darüber zu schreiben?“ (hooks 1996, 83). Anders ausgedrückt: Auch in jenen akademischen Sub-Feldern finden die Kämpfe um Hegemonie und Vormachtstellung ihren Platz.

8 Orig.: „a fundamental epistemological tenet.“

4. Kein Platz für feministische Aktion?

Sandra Harding gliedert also feministische Erkenntnistheorie in die drei Etappen Empirizismus, Standpunkt und Postmoderne, wobei alle drei unter bestimmten Umständen von Vorteil sein können (Harding 1987, 186ff.). Nur die letzte Etappe erscheint ihr, wie anderen auch (Benhabib 1998, Brooks 1997, Klinger 1995, Young 1997), problematisch. Es scheint, als würde die postmoderne Intervention mit ihrer Kritik am Subjekt von Feministinnen verlangen, die politische Durchschlagskraft aufzugeben, welche aus dem Glauben erwächst, neue, weniger verzerrte und dadurch korrektere Sozialwissenschaften zu betreiben (Harding 1987, 188).⁹ Für sie sind es nämlich die politischen Ziele, welche den Zusammenhalt unter feministischen Theoretikerinnen¹⁰ formen, und nicht umgekehrt metatheoretische Herangehensweisen, welche danach politische Perspektiven diktieren. Empirizismus und Standpunkt hingegen könnten sehr nützlich sein, da beide, je nach AdressatIn und Ziel strategisch einsetzbar seien (Harding 1987, 186). Beide beschäftigten sich schließlich mit Grundproblemen der Gesellschaft, und seien immer noch weniger ausgrenzend und verzerrend als frühere epistemologische Herangehensweisen. „Sie sind Erkenntnistheorien im Übergang, und wir haben guten Grund, das als Tugend zu betrachten“¹¹ (ebd.).

Im Gegensatz zu Harding nimmt Seyla Benhabib (1993) Vor- und Nachteile des „postmodernen Denkens“ für feministische Politik wahr:

„Und was schließlich die Vision feministischer Politik betrifft, sind wir fähig, ein besseres Projekt für die Zukunft zu formulieren als eine radikal demokratische Politik, die auch solche Werte wie Ökologie, Antimilitarismus und Solidarität der Völker fördert? Das postmoderne Denken kann uns die theoretischen und politischen Fallen aufzeigen, weswegen Utopien und Denkweisen fehlgehen können, doch sollte dies nicht zu einem Rückzug von der Utopie überhaupt führen. Denn gerade wir – als Frauen – haben viel zu verlieren, wenn wir die utopische Hoffnung in das ganz Andere aufgeben“ (Benhabib 1993, 27f.).

Die Vorteile liegen demnach dort, wo postmodernes Denken „politische und theoretische Fallen aufzeigen kann“, mit enthalten ist jedoch die gleichzeitige Gefahr, durch unreflektiertes Zelebrieren der Postmoderne jegliche Utopie feministischer Politik zu verlieren.

Eine Gefahr des postmodern-dekonstruktivistischen Ansatzes besteht somit darin, die Verbindung mit politischen Anliegen¹² einzubüßen. Denn für Frauen bleibt bis heute immer noch die Notwendigkeit bestehen, ihren Platz in dieser Gesellschaft als

9 Orig.: „to give up the political benefits which accrue from believing that we are producing a new, less biased, more accurate, social science.“

10 Orig.: „epistemological allegiances.“

11 Orig.: „They are transitional epistemologies and we have good reason to see that as a virtue.“

12 Politische Anliegen und politische Aktion meinen in diesem Beitrag das Streben nach Machtanteilen bzw. die Beeinflussung von Machtumverteilung; wobei Macht, frei nach Michel Foucault immer nur in ihrer Ausübung, also in Handlungen einverleibt, wirksam wird.

Gleiche zu fordern und nicht als untergeordnete Mitglieder. Weiters hat die Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen Erfahrungen, so sehr diese Dichotomie auch symbolisch, semiotisch, historisch oder kulturell konstruiert sein mag, immerhin *reale* Auswirkungen auf die ökonomische Situation von Frauen. Mindestens aus diesen beiden Gründen ist es auf *politischer* Ebene für Feministinnen anscheinend unumgänglich, Frauen *als* Frauen zu definieren, um jenen Unterdrückungen entgegenzuwirken, welche exakt Frauen *als* Frauen, also aufgrund ihres „Frau-Seins“ in dieser Gesellschaft marginalisieren.

Auf die vorhin skizzierten Phasen feministischer Theoriebildung, nämlich jene der Gleichheit, der Differenz und der Diversität (siehe oben, Kap. 3) angewandt, würde das bedeuten: Die dekonstruktivistische Diversitätsperspektive ist zwar überzeugend in der Theorie, der Differenz- und der Gleichheits-Ansatz sind jedoch die wesentlichen Instrumente der Praxis.

Wir haben es demnach in der Frage von Differenz und Diversität mit einem Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis zu tun. „Differenz“ wird zwar von VerfechterInnen der Diversität als theoretischer Analysewert abgelehnt, da sie immer neue Marginalisierungen erzeugt, indem jede Inklusion immer neue Exklusionen schafft (siehe oben, Kap. 2.1). Gleichzeitig werden aber in politischen Debatten „Differenz“-Argumente strategisch eingesetzt. Was ist unter solchen Strategien zu verstehen? Zuvor festgelegte Differenzen (wie Geschlecht, „Rasse“, Sexualität, sozialer Status u.a.) werden zur Bildung von Identitäten von Individuen und Gruppen verwendet, um diese zuvor festgelegten Identitäten danach für bestimmte Zwecke politisch zu instrumentalisieren. Diese Zwecke können entweder die Stigmatisierung und Ausgrenzung von solchermaßen durch Differenzen „markierter“ Gruppen sein, oder andererseits dem *empowerment* von Gruppen dienen. Forderungen sind daher aufgrund gemeinsamer Gruppenattribute und auch für Politiken zugunsten von Quoten oder *affirmative action* möglich. In der Literatur werden dafür Begriffe wie *identity politics* und *politics of identity and difference* verwendet (Brooks 1997, 24f., Squires 1999, 133ff.).

Nancy Fraser (1997) sieht weder die Perspektive von Differenz, auch wenn diese um derartige *identity politics* erweitert wird, noch die Perspektive von Diversität als völlig zufriedenstellend an. Sie charakterisiert den politischen Einsatz von Identitäten mit dem Begriff „Multikulturalismus“ und bezeichnet die Diversitätsperspektive als „Anti-Essenzialismus“ (Fraser 1997, 103ff.). Der Autorin zufolge beruhen beide auf viel zu *einseitigen* Sichtweisen von Identität und Differenz. Zum einen sei die anti-essenzialistische Sichtweise zu misstrauisch und negativ, indem sie alle Identitäten von vornherein als unterdrückerisch und alle Differenzen als ausgrenzend wahrnimmt. Die „multikulturalistische“ Perspektive hingegen sei feierlich und positiv, weil ihr zufolge *alle* Identitäten Anerkennung und alle Differenzen Bestätigung verdienen (Fraser 1997, 103f.).¹³

13 Orig.: „The anti-essentialist view is sceptical and negative; it sees all identities as inherently repressive and all difference as inherently exclusionary. The multiculturalist view, in contrast, is celebratory and positive; it sees all identities as deserving of recognition and all differences as meriting affirmation.“

Demnach steht Frasers „multikulturalistische“ Perspektive in einem Spannungsverhältnis zur dekonstruktivistischen Perspektive: Diese entspricht nämlich jener skeptischen und negativen Haltung, welche Identitäten als repressiv und Differenzen als ausgrenzend wahrnimmt.

Für Fraser kann ungeachtet dessen keine von beiden Sichtweisen überlebensfähige¹⁴ feministische Politik bestreiten, denn beide versäumten es, die Politiken der Identität und Differenz (s.o.) mit politischen Strategien für Gerechtigkeit und Gleichheit zu verbinden. Keine von beiden wüsste den Vorteil einer solchen Verknüpfung zu schätzen, dabei könnten kulturelle Differenzen nur auf der Basis von sozialer Gleichheit ausgelebt und demokratisch ausgehandelt werden (Fraser 1997, 107).¹⁵

Gegenwärtige Debatten über *gender politics* seien von mehreren komplexen Verhandlungen und Konfrontationen zwischen Differenz- und Diversitätsansätzen gekennzeichnet. Diese Debatten versäumten es, sich mit der Perspektive von Gleichheit zu beschäftigen, für Fraser ein wesentlicher Punkt. Beide Ansätze verdrängten die Einsichten des Gleichheits-Feminismus, besonders die Notwendigkeit, für gleiche Partizipation und faire Verteilung einzutreten (Fraser 1997, 107).¹⁶

Fraser erschließt damit eine neue Debatte um Gleichheit und Differenz, die das Verhältnis zwischen kultureller Differenz und sozialer Gleichheit anspricht. Damit sieht sie die Trennung in Gleichheit und Differenz weder als falsch noch als absolut an, sondern beide als einander ergänzende Strategien.

5. Schluss

Was ist die Folge aus der Kritik Schwarzer Feministinnen an der Diskriminierung durch Homogenisierung von „Frau“-Sein und was folgt aus der Forderung nach Berücksichtigung von unterschiedlichen Lebensumständen und Verhältnissen? Kann dann jede nur noch für sich selbst sprechen? *Allen* eine Stimme zu verleihen ist unmöglich. Konsequenterweise zu Ende gedacht, gibt es so viele Arten der Erfahrung von „Frau“-Sein, wie es Frauen auf dieser Welt gibt. „Frau“-Sein als die Existenz als Frau in der sozialen Lebenswelt (Maihofer 1995) wird ständig in alltäglichen Kämpfen und Konflikten neu hergestellt. Das muss allerdings noch lange nicht bedeuten, dass es keine Solidarität oder zeitweilige Allianzen zwischen Frauen geben kann, solange das jeweils übergeordnete Ziel stark genug ist.

Die Schwarze feministische Kritik hat wesentliche Entwürfe und Anstöße für das Hinterfragen eingeschriebener Machtverhältnisse geliefert. Das unreflektierte „Weiß“-Sein vieler feministischer Forscherinnen und damit die Unfähigkeit vieler Frauen, sich überhaupt als dominante Gruppe wahrzunehmen, verlangt radikale Selbstreflexion.

14 Orig.: „viable.“

15 Orig.: „Both fail to connect a cultural politics of identity and difference to a social politics of justice and equality. Neither appreciate the crux of the connection: cultural differences can only be freely elaborated and democratically mediated on the basis of social equality.“

16 Orig.: „Both approaches repress the insights of equality feminism concerning the need for equal participation and fair distribution.“

Spätestens seit Michel Foucault kann „Herrschaftsfreiheit“ nicht mehr gedacht werden (Foucault 1996). „Herrschaftskritik“ zu üben, ist jedoch immer noch möglich, eben unter der Prämisse, selbst nicht „außerhalb“ von Herrschaft stehen zu können.

Durch die Beiträge des *Black Feminism* stellt sich eine weitere Frage: Kann es auch *mit*, statt „trotz“ trennender Unterschieden Verbundenheit und Gemeinsames geben? Und wenn ja, wie? Jeder Zusammenhalt funktioniert nur so lange, wie das jeweils übergeordnete Ziel stark genug ist. Die verbindenden Gemeinsamkeiten müssen also jeweils die Summe der zentrifugalen Kräfte überwiegen. Konzeptvorschläge dazu beziehen sich immer auf temporäre Allianzen zwischen Frauen (Yuval-Davis 1992, Spivak in: Landry 1996, Trinh 1989). Auf der einen Seite wollen sie den unhaltbaren Essentialismus einer universalen weiblichen Identität vermeiden, andererseits soll jedoch jeweils die „Geschäftsgrundlage“ des Feminismus, nämlich die angenommene gemeinsame Erfahrung von Unterdrückung aufgrund des Geschlechtes, bewahrt werden.

Cornelia Klinger merkt kritisch an, dass derlei Argumentationsmanöver das Problem nur verschieben, bzw. ihm eine trügerische Ummantelung verleihen würden. Sie stellt die Frage, wodurch solche Allianzen motiviert sein sollten: Es werde tabuisiert, wodurch die Gemeinsamkeit als Feministinnen konstituiert sei, worin sie bestehe und wie weit sie reiche (Klinger 1995, 806).

Wie und auf welcher Basis Allianzen jeweils neu ausgehandelt werden sollen, ohne dabei eine einheitliche Identität als Frauen zu unterstellen, bleibt also nach wie vor offen. Die postmoderne Identitätskritik hilft hier nicht weiter: Basis für politische Aktion ist nämlich immer noch der Differenzansatz mit seiner Forderung nach Gleichheit zwischen „differenten“ Geschlechtern. Vor diesem Hintergrund müssten politisch aktive Frauen, welche sich nicht als Wissenschaftlerinnen betätigen, die dekonstruktivistisch-postmodernen Überlegungen als Zumutung empfinden.

Für Seyla Benhabib (1999) haben Mitglieder von Bewegungen und Theoretikerinnen mit feministischem Anspruch mindestens eines gemeinsam: Sie alle klagen die gesellschaftliche Anerkennung bestimmter Formen von Identität ein – sei es für Frauenrechte oder kulturelle, ethnische oder sexuelle Rechte. Sie müssen annehmen, dass diese Unterschiede, in deren Namen sie sich einsetzen, für ihr Leben als Individuen grundlegend und essenziell sind. Aus dieser Überzeugung entsteht aber auch die Bereitschaft, dafür auf die Barrikaden zu gehen (Benhabib 1999, 24).

Nach wie vor können wir also davon ausgehen, dass Frauen sich trotz und jenseits ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen ethnischen, sozialen, nationalen oder sexuellen Gruppierungen dennoch „irgendwie“ als Feministinnen identifizieren können.

Wenn „Feminismus“ Gesellschaftskritik und politische Aktion sein soll, kann sich auch feministische Wissensproduktion innerhalb der akademischen Institutionen nicht von den ursprünglichen Zielen der Herrschaftskritik entfernen. Daraus folgt, dass sich feministische Theoriebildung intellektuell bewusst sein muss, dass sie auch im Rahmen der Akademien und Universitäten ihre politischen Ziele und politischen Wurzeln nicht aus dem Blick verlieren kann. Es sei denn, sie würde sich einen neuen Namen suchen – „feministisch“ im politischen Sinn wäre sie dann nämlich nicht

mehr. Theoriebildung ist selbst nicht frei von Herrschaft und immer die Perspektive von jemandem, der/die in irgendeiner Weise in Gesellschaft, Geschichte und Kultur situiert ist. Nicht zuletzt darauf haben die kritischen Interventionen des *Black Feminism* aufmerksam gemacht, und einen wesentlichen Anstoß zum Überdenken von Ausblendungen innerhalb feministischer Theoriebildung gegeben.

So leitete die zentrale Kritik der *Black Feminists* an universell und homogen gedachten Frauenidentitäten zu den Themen Differenz, Subjektivität und Diversität über, und es entwickelte sich eine breite Debatte zum Umgang mit Differenzen *zwischen* Frauen. Damit konnte die Grundlage des feministischen Projektes, nämlich gemeinsame Unterdrückung auf Basis einer als essenziell und universell homogen vorgestellten Geschlechtsidentität, in ihrer ursprünglichen Konzeption nicht mehr gehalten werden. Das Projekt des Feminismus ist deshalb gerade dabei, sich neu zu überdenken. Kulturelle Differenzen können jedenfalls nur auf Basis sozialer Gleichheit und politischer Partizipation überbrückt werden.

Literatur

- Amesberger, Helga/ Halbmayr, Brigitte (1998) *Rassismen. Ausgewählte Analysen afrikanisch-amerikanischer Wissenschaftlerinnen*. Studienreihe Konfliktforschung Bd. 12, Wien.
- Barret, Michèle/ Phillips, Anne (1992) *Destabilizing Theory: Contemporary Feminist Debates*. Cambridge.
- Bauhardt, Christine/ von Wahl, Angelika (1999) (Hginnen) *Gender and Politics. „Geschlecht“ in der feministischen Politikwissenschaft*. Opladen.
- Benhabib, Seyla (1993) *Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis*. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith u.a. (Hginnen) *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt, 9-31.
- Benhabib, Seyla (1998) *Von der Politik der Identität zum sozialen Feminismus. Ein Plädoyer für die neunziger Jahre*. In: Kreisky, Eva/ Sauer, Birgit (Hginnen) *Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation, Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft Nr. 27*, 50-65.
- Benhabib, Seyla (1999) *Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung*. Frankfurt.
- Benhabib, Seyla/ Butler, Judith u.a. (1993) (Hginnen) *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt.
- Brooks, Ann (1997) *Postfeminisms: Feminism, Cultural Theory and Cultural Forms*. London/ New York.
- Butler, Judith (1990) *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. London.
- Butler, Judith (1993) *Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“*. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith u.a. (Hginnen) *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt, 31-59.
- Chodorow, Nancy (1989) *Feminism and Psychoanalytic Theory*. New Haven.
- Cornell, Drucilla (1993) *Gender, Geschlecht und gleichwertige Rechte*. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith u.a. (Hginnen) *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt, 80-105.
- Crenshaw, Kimberley (1989) *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. Chicago, The University of Chicago Legal Forum, 138-167.
- Essed, Philomena (1991) *Understanding Everyday Racism, an Interdisciplinary Theory*. London.
- Foucault, Michel (1996) *Diskurs und Wahrheit. 6 Vorlesungen gehalten im Herbst 1983 an der Universität Berkeley*. Berlin.
- Fox Keller, Evelyn (1985) *Reflections on Gender and Science*. New Haven.
- Frankenberg, Ruth (1993) *The Social Construction of Whiteness. White Women, Race Matters*. London/ Minneapolis.
- Fraser, Nancy (1993) *Falsche Gegensätze*. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith u.a. (Hginnen) *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt, 59-80.
- Fraser, Nancy (1997) *Justice Interruptus: Critical*

- Reflections on the „Postsocialist“ Condition.* New York.
- Grewal, Inderpal/ Kaplan, Karen (1994) (eds.) *Scattered Hegemonies, Postmodernity and Transnational Feminist Practices.* Minneapolis.
- Harding, Sandra (1987) *The Science Question in Feminism.* Ithaca.
- Harding, Sandra (1990) *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht.* Hamburg.
- Harding, Sandra (1993) *The „Racial“ Economy of Science: toward a Democratic Future.* Bloomington/ Indianapolis.
- Hartsock, Nancy C.M. (1998) *The Feminist Standpoint Revisited & other Essays.* Boulder.
- Higginbotham, Evelyn Brooks (1992) *African-American Women's History and the Metalanguage of Race.* In: SIGNS, Journal of Women and Culture in Society, vol. 18, Nr. 2, 251-274.
- Hill Collins, Patricia (1991) *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment.* New York.
- hooks, bell (1996/ Orig. 1990) *Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie und Geschlecht (Orig. „Yearning“).* Berlin.
- Kahlert, Heike (1999) *Differenz als Positivität. Zum Bündnis von Feminismus und Postmoderne.* In: Bauhardt, Christine/ von Wahl, Angelika (Hginnen) *Gender and Politics. „Geschlecht“ in der feministischen Politikwissenschaft.* Opladen, 83-103.
- King, Deborah K. (1988) *Multiple Jeopardy, Multiple Consciousness. The Context of a Black Feminist Ideology.* In: SIGNS, Journal of Women in Culture and Society, vol. 14, Nr. 1, 42-72.
- Klinger, Cornelia (1995) *Über neuere Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz.* In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin, Bd. 43, Heft 5, 801-814.
- Kossek, Brigitte (1996) *Rassismen und Feminismen.* In: Fuchs, Brigitte/ Habinger, Gabriele (Hginnen) *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen.* Wien, 11-22.
- Kossek, Brigitte (1997) *Überschneidungen, Zwischenräume und Grenzziehungen.* In: Schein, Gabriele/ Strasser, Sabine (Hginnen) *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität.* Wien, 177-231.
- Kristeva, Julia (1981) *Women's Time.* In: SIGNS, Journal of Women in Culture and Society, vol. 7, Nr. 1, 13-35.
- Landry, Donna/ MacLean, Gerald (1996) (eds.) *The Spivak Reader. Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak.* New York, London.
- Laqueur, Thomas (1990) *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud.* Cambridge.
- Lorde, Audre (1984) *Sister Outsider.* Trumansburg/ New York.
- Ludvig, Alice (1999) *Black Feminism: Feministische oder Bürgerrechtsbewegung?* In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, Heft 4, 405-418.
- Lutter, Christina/ Reisenleitner, Markus (1998) *Cultural Studies. Eine Einführung.* Wien.
- MacKinnon, Catherine (1996) *Geschlechtergleichheit, Differenz und Herrschaft.* In: Nagl-Docekal, Herta/ Pauer-Studer, Herlinde (Hginnen) *Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität.* Frankfurt, 140-173.
- Maihofer, Andrea (1995) *Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz.* Frankfurt.
- Maihofer, Andrea (1998) *Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte.* In: Kreisky, Eva/ Sauer, Birgit (Hginnen) *Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation.* Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft Nr. 27, 155-176.
- Meulenbelt, Anja (1988) *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus, Klassismus.* Reinbek.
- Miles, Robert (1992) *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs.* Hamburg/ Berlin (2. Auflage).
- Moore, Henrietta (1994) *„Divided we stand“: Sex, Gender and Sexual Difference.* In: Feminist Review, Nr. 47, 78-95.
- Schein, Gabriele/ Strasser, Sabine (1997) (Hginnen) *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität.* Wien.
- Scott, Joan W. (1988) *Gender and the Politics of History.* New York.
- Smith, Valerie (1998) *Not just Race, not just Gender. Black Feminist Readings.* London/ New York.
- Spelman, Elizabeth (1988) *Inessential Woman. Problems of Exclusion in Feminist Thought.* Boston.
- Squires, Judith (1999) *Gender in Political Theory.* Cambridge/ Oxford.
- Sudbury, Julia (1998) *„Other Kind of Dreams“: Black Women's Organisations and the Politics of Transformation.* London/ New York.
- Trinh, T. Minh-ha (1989) *Woman, Native, Other.* Bloomington/ Indianapolis.

- Wallace, Michele (1990) *Invisibility Blues. From Pop to Theory*. London/ New York.
- Wallace, Michele (1993) *Black Macho – Damals und Heute*. In: Diedrichsen, Diedrich (Hg.) *Yo Hermeneutics! Schwarze Kulturkritik, Pop, Medien, Feminismus*. Hamburg, 55-71.
- Wartenpfehl, Birgit (1999) *Dekonstruktive Bestimmungen von Geschlecht – Identität – Differenz jenseits metaphysischer Gewissheiten. Herausforderungen für feministische Politik und Wissenschaft*. In: Bauhardt, Christine/ von Wahl, Angelika (Hginnen) *Gender and Politics. „Geschlecht“ in der feministischen Politikwissenschaft*. Opladen, 65-83.
- Woodward, Kathryn (ed.) (1997) *Identity and Difference. Culture, Media and Identities*. London.
- Yanagisako, Sylvia Junko/ Collier, Jean (1987) *Toward a unified analysis of gender and kinship*. In: Yanagisako, Sylvia/ Collier, Jean (eds.) *Gender and Kinship*. Stanford, 14-50.
- Yanagisako, Sylvia Junko (1997) *Geschlecht, Sexualität und andere Überschneidungen*. In: Schein, Gabriele/ Strasser, Sabine (Hginnen) *Intersextions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*. Wien, 33-67.
- Young, Iris Marion (1993) *Das politische Gemeinwesen und die Gruppendifferenz. Eine Kritik am Ideal des universalen Staatsbürgerstatus*. In: Nagl-Docekal, Herta/ Pauer-Studer, Herlinde (Hginnen) *Jenseits der Geschlechtermoral: Beiträge zur feministischen Ethik*. Frankfurt, 264-301.
- Young, Iris Marion (1997) *Intersecting Voices. Dilemmas of Gender, Political Philosophy and Policy*. Princeton.
- Yuval-Davis, Nira/ Anthias, Floya (1992) *Racialised Boundaries. Race, Nation, Colour, Class and the Anti-racist Struggle*. London/ New York.